

Häufig verließ Mutter das Haus. Ging zum Friedhof. Meist fand sie zurück. Oft mit einem Blumensträußchen in der Hand. Sie wusste nicht woher.

Immer häufiger kamen Anrufe: „Du, eure Mutter stand vor dem Haus und sah so verloren aus. Ich habe sie zu einem Kaffee eingeladen. Könnt ihr sie abholen?“

Meine Mutter ist im Dorf aufgewachsen. Man kannte sie.

Manchmal fand sie nicht zurück. Zum Glück haben wir sie immer gefunden.

Manchmal hat es länger gedauert. Manchmal waren wir nicht sehr zuversichtlich, sie noch zu finden.

Mein Vater, mit seiner technischen Begabung, hat dann einen Mechanismus erfunden, damit sie das bäuerliche Anwesen nicht mehr verlassen konnte. Es war deutlich zu spüren, dass dies meiner Mutter nicht sehr gefiel.

Überhaupt, mein Vater, schwer an Parkinson erkrankt, bemühte sich so gut es ging, mit der Erkrankung meiner Mutter zu Recht zu kommen. Doch was ihr im Kopf fehlte, fehlte ihm in den Beinen. Mit dem Tempo, wie sie Dinge verschwinden ließ und ihre Erinnerung verloren ging, konnte er einfach nicht mithalten. Eigentlich wusste er, dass sie es nicht mit Absicht machte, aber nicht immer, wenn Schlüssel, Geldbeutel, wichtige Unterlagen oder einfach nur die Klopapierrolle weg waren, konnte er die gewünschte Gelassenheit aufbringen.

Immer öfter nach heftigem Streit waren beide völlig erschöpft. Er lag dann in der Küche auf der Eckbank, sie im Wohnzimmer auf der Couch. Durch die halboffene Tür lieferten sie sich weiter einen Wettstreit; jeder wollte Recht und das letzte Wort haben.

Wir sind drei Kinder. Mein älterer Bruder, der mit seiner Familie im gleichen Haus wie unsere Eltern wohnte. Er war unmittelbar betroffen. Meine Schwester wohnte ein paar Kilometer weg, hatte schon über Jahre die Schwiegereltern gepflegt, übernahm auch jetzt Verantwortung und forderte vehement, dass wir Brüder unseren Beitrag leisten. Und sie war als Frau unausgesprochen in einer schlechten Position. Ich wohnte zwar im gleichen Dorf, habe es jedoch irgendwann geschafft, mich besser abzugrenzen. Meine Geschwister beneideten mich darum. Mir selbst half das wenig. Uns dreien war klar. Wir wollen uns dieser Herausforderung stellen, Verantwortung und Arbeit übernehmen. Wir wussten, dass wir unsere Mutter nicht abschieben wollen. Wir hatten nie darüber gesprochen, aber uns allen war klar, dass meine Mutter nicht ins Heim wollte. Wir vertrauten auf unseren Vater, nutzten Entlastungsangebote und hofften auf unsere Schwägerin, welche den Hauptteil in Versorgung, Betreuung und Pflege übernehmen wollte.

Es fiel nicht leicht festzustellen, dass sie nicht für diese Aufgabe geboren war, vor allem, als der pflegerische Anteil zunahm und meine Mutter sich in keinster Weise kooperativ oder gar dankbar zeigte. Der beteiligte Pflegedienst, auch nicht gerade begeistert über die ablehnende Haltung meiner Mutter, konnte schlecht sagen, dass er sich dem nicht gewachsen sieht. Da hatten wir wenig Einsehen. Waren eher frustriert, wie auch Profis ihre Grenzen erleben. Unserer Schwägerin jedenfalls konnten und wollten wir das nicht weiter zumuten.

Irgendwie waren wir wie gelähmt. Hofften, dass es irgendwie geht, wussten nicht wie. Noch mehr Leute ins Haus holen, vielleicht die vielbesagte alles könnende und dann auch noch so günstige Polin, wo das Ganze eh schon finanziell immer mehr aus dem Ruder lief.

Bis eines Tages mein Vater sagte: „Einer muss gehen, entweder sie oder ich!“ Peng. Das saß. Wir hatten übersehen, dass mein Vater am Ende seiner Kräfte war. Wir hatten verstanden, auch wenn meine Schwester daran festhielt, wir würden es uns

zu leicht machen und die Mutter abschieben. Das habe sie nicht verdient. Sie wegwerfen wie ein ausgedientes Kleidungsstück.

Vorsichtig deutete ich an, dass „Herbstzeit“, das Altenprojekt, welches meine Frau leitete, vielleicht ein Weg sein könnte. Ich könnte meine Frau bitten, nach einer passenden Familie Ausschau zu halten. Ich war selbstverständlich überzeugt, dass dies die beste Lösung wäre, wollte jedoch meine Geschwister und meinen Vater nicht überrumpeln. Sie wussten von dieser Möglichkeit, klar; wirklich begeistert hatten sie sich bislang nicht gezeigt, eher etwas ungläubig und ein Angebot betreffend, was wir nicht brauchen würden.

Und dann war da noch das neue Pflegeheim im Dorf, mit dem sich die Dorfbewohner identifizieren, worauf sie stolz sind. Mit einem Konzept, das nahe am Bewohner und am Leben ist und Mitarbeitern, welche begeistert und engagiert mehr als ihre Arbeit tun. Wo Vater jeden Tag hin und seine Frau besuchen könnte. Wo Mutter mit den Menschen aus dem Dorf zusammen sein könnte, mit denen sie schon immer im Dorf zusammenlebte: der Lisbeth, dem Victor, der Berta, dem Hans... Was würden die Leute im Dorf sagen? Bald sollten wir es erfahren.

Letztendlich habe ich für meine Mutter, meinen Vater und meine Geschwister entschieden. Sie waren dazu nicht in der Lage und waren froh, dass ich ihnen die Entscheidung abnahm.

Die erste Gastfamilie war gleich die Richtige. Erstkontakt und Probewohnen verliefen gut. Die Gastfamilie sagte ja. Bei Mutter hatten wir das Gefühl und den Eindruck, dass sie sich in dieser Familie wohlfühlen und ihren verdienten Lebensabend verbringen könnte. Hätten wir sie gefragt, sie hätte uns nicht verstanden. Mein Vater und meine Geschwister waren bis dahin außen vor. Es hätte Mutter zu sehr verwirrt. Beim „Herbstzeit“-Grillfest lernten sie dann die neue Familie unserer Mutter kennen und waren – Gott sei Dank – sehr angetan.

Um es vorweg zu nehmen. Für Mutter war es ein Segen. Sie blühte förmlich auf und es war unübersehbar, dass sie sich wohlfühlte und angekommen war. (Was nicht heißt, dass sie es der Gastfamilie immer einfach machte). Und wären wir zukünftig nicht mehr gekommen, hätte sie meistens nicht gemerkt, dass da noch andere Menschen waren, die in ihrem Leben lange Zeit wesentliche Bedeutung hatten. Doch so einfach machten wir es ihr nicht. Vor allem Vater wurde schmerzlich bewusst, „was“ er weggegeben hatte und sehnte sich sehr nach ihr. Er forderte regelmäßigen, zumindest wöchentlichen Kontakt. Ins Pflegeheim vor Ort hätte er schließlich täglich mit dem E-Rolli fahren und seine Frau stundenlang besuchen können.

Inzwischen hat es sich eingespielt. Jeden Sonntag fährt einer von uns mit Vater hin. Dann packen wir Mutter ins Auto, gehen Mittagessen, fahren ein bisschen in der Gegend rum und bringen sie nach dem Kaffeetrinken wieder zurück in die Gastfamilie. Sie ist verwundert, wenn wir auftauchen und der Abschied fällt mittlerweile auch meinem Vater nicht mehr so schwer. Und jetzt hat diese Familie auch noch angeboten, ihn in den gemeinsamen Urlaub mitzunehmen.

Geschrieben von Klemens Jäger